

Integrative kirchliche Einrichtungen

Österreichische Perspektiven

Ludwig Volker Toth

| Klärungen

Dieser Beitrag gilt dem Thema »Integrative Einrichtungen als öffentlicher Verantwortungsbereich der Kirchen – Österreichische Perspektiven«. Diese Formulierung bedarf einer Abklärung, bevor eine sachliche Darstellung gegeben werden kann.

Über *welche Integrativen Einrichtungen* soll hier berichtet werden? Mein Erfahrungshintergrund bezieht sich auf den pädagogischen Bereich und die Altersstufe 3 Jahre bis 17/18 Jahre, also den Zeitraum vom Kindergarten, der Volksschule und Sekundarstufe I bis zu berufsvorbereitenden Klassen. Diese Einrichtungen liegen im klassischen Verantwortungsbereich der öffentlichen Hand und sind in ihren Aufgabenstellungen, Strukturen und Zielsetzungen klar gesetzlich geregelt – föderalistisch im Kindergartenwesen, bundesweit größtenteils normiert im Schulwesen.

Welche Verantwortungen haben nun die Kirchen? Seit der Einführung der allgemeinen Schulpflicht durch die Kaiserin Maria Theresia (also in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts) spielen Privatschulen, und dabei in erster Linie kirchliche Privatschulen, in Österreich eine wichtige Rolle. Die Schulpflicht ist eigentlich eine Unterrichtspflicht, die auf verschiedene Art absolviert werden kann. Den Kirchen wird im Privatschulgesetz eine besondere Stellung eingeräumt, verbunden mit speziellen Rechten.

Kirchliche Privatschulen in Österreich haben eine lange und gute Tradition, auch die evangelischen Schulen. Ihre Entstehung zeigt das besondere Verantwortungsmoment deutlich auf. In der Minderheitensituation war Bildung ein wesentlicher Faktor, um in der Gesellschaft bestehen zu können und anerkannt zu werden. In Kombination mit dem eigenständigen Bildungsverständnis, das direkt aus der Reformation herrührt, haben die Evangelischen Schulen in Österreich immer ein eigenständiges Profil gehabt und die Schulsituation belebt. Die Situation der evangelischen Kirche in Österreich hat die Gemeindestruktur besonders betont, und so sind die Schulen in der Verantwortung der Pfarrgemeinden oder lokaler kirchlicher Werke (heute Diakonie) verankert gewesen. In der jüngeren Vergangenheit ist die Verantwortung für das evangelische Schulwesen zum Teil an übergemeindliche Strukturen und Verantwortlichkeiten übergegangen.

Ein *weiterer Aspekt* muss gleichsam als abschließende Vorbemerkung erwähnt werden. Mein Zugang zu diesem Thema ist nicht nur intellektuell reflektierend, sondern war zunächst existenziell emotional. Die Geburt unse-

res Sohnes hat meine Welt völlig umgedreht. Seine Behinderung (Morbus Down) war für mich auch als Theologe Anfechtung und Herausforderung. Das Fachwissen meiner Frau, einer ausgebildeten Sonderpädagogin, im Hinterkopf wollten wir Jakob dieselben Chancen ermöglichen wie unserer älteren Tochter. Zu diesem Zeitpunkt war die Integrationsbewegung in Österreich gerade im Entstehen. Zusammen mit meiner kirchlichen Beheimatung als Pfarrer meinte ich die besten Voraussetzungen für die Lösung meines »Problems« zu haben. Die kirchlichen Strukturen, besser gesagt die kirchlichen Verantwortungsträger (und das sind nach evangelischem Verständnis ja nicht bloß die beamteten Pfarrer), waren zu diesem Zeitpunkt (Mitte der 80er-Jahre) noch nicht so weit. Die einzige Möglichkeit bestand in der Gründung einer eigenständigen neuen Einrichtung zur integrativen Betreuung von Kindern, einem Kindergarten in Rechtsträgerschaft eines ebenfalls neugegründeten Diakonie-Vereines. Diesem Kindergartenmodell folgten fast zwangsläufig eine private Volks- und Hauptschule (Sekundarstufe I) und zuletzt berufsvorbereitende Klassen, die so genannte »Orientierungsstufe«. Neben der organisatorisch pragmatischen Tätigkeit habe ich auch am Aufbau einer österreichweiten Elterninitiative zur Integration von Kindern mit Behinderung mitgewirkt. »Integration: Österreich« hat in den zehn Jahren seines Bestehens das öffentliche Bewusstsein maßgeblich geprägt und durch seine politische Arbeit am Zustandekommen von gesetzlichen Regelungen zur Integration von Kindern mit Behinderungen im Pflichtschulwesen (Volksschule/Grundstufe 1993, Hauptschule/Sekundarstufe I 1997, Polytechnische Schule/9. Pflichtschuljahr 2001) erheblich mitgewirkt.

| Die österreichische Integrationsbewegung

Zu Beginn der 80er-Jahre begann in Österreich ein Umdenkprozess, der sich bald zu einer starken Bewegung ausweiten sollte. Eine regelrechte »bildungspolitische Revolution« sollte ausgelöst werden, »die größte Reform des österreichischen Schulwesens im 20. Jh.«, wie es der damalige Unterrichtsminister Dr. Rudolf Scholten bei der Kundgebung »Integration – Recht statt Gnade« am 5. Oktober 1992 in Wien ausdrückte.

Pädagogentraum und Elternwunsch waren eine starke Kombination mit Veränderungskraft. Die Sonderschule in der aktuellen Form wurde von den PädagogInnen zunehmend als Ort der Separation von Kindern mit Behinderung empfunden. Der Traum gegen diese Ausgrenzung war der integrative Unterricht bzw. die integrative Schule. Diese Vorstellungen korrelierten mit einem neuen Bewusstsein von Eltern, die ein Kind mit Behinderung hatten. Sie wollten sich der Aufgabe der Betreuung und Erziehung ihrer Kinder in ihrem familiären und gesellschaftlichen Umfeld stellen.

Eine neue Pädagogik war angesagt. Die ersten integrativen Konzepte machten bald deutlich, dass die bisherige Form des Unterrichts die Notwendigkeiten der Integration nicht abdecken konnten. Ein individualisierender Unter-

richt im Team entsprach den Anforderungen an eine kindzentrierte Pädagogik, bei der alle Kinder gleichermaßen profitieren. Der Aufbruch wurde unterstützt durch die verschiedenen Versuche mit reformpädagogischen Modellen nach Montessori, Freinet, Wild und anderen.

Integration als Bürgerrechtsbewegung. Die Forderung nach ungeteilter Gemeinschaft im Unterricht löste Irritationen und heftige Gegenreaktionen aus. Je kleiner bzw. jünger die Kinder waren, desto größer war das Verständnis für Integration. Die allgemeine gesellschaftliche und politische Relevanz der Integrationsbewegung wurde bald erahnt und daher vehement abgeblockt. So war es nur ein logischer Schritt, dass sich Eltern aus ihrer sehr lokalen Betroffenheit herauslösten und sich zunächst regional zusammenschlossen, um dann in der Folge die gemeinsame Elterninitiative »Integration: Österreich« zu bilden. Unterstützt wurden die Eltern von Kindern mit Behinderung von anderen Eltern, die gerade in den Möglichkeiten und Besonderheiten des integrativen Unterrichts, in der Sozialisation unter dem Motto »Normal ist es, verschieden zu sein« (Richard von Weizsäcker) und ohne Vorurteile und in den alternativen pädagogischen Modellen die optimale Förderung für ihr Kind sahen.

| Das Salzburger Modell »Integration mit Montessori«

Die eigene Betroffenheit war der Ausgangspunkt und drückte sich bald im Wunsch nach einem geeigneten Kindergarten aus. Nachdem sich die vorhandenen Einrichtungen und Strukturen in der eigenen Pfarrgemeinde für mein »Problem« nicht zuständig fühlten, war zunächst die Enttäuschung über die verweigerte Unterstützung sehr groß. Die Ermutigung kam wieder, als einige Menschen, die uns familiär begleiteten, signalisierten, mit uns neue Wege gehen zu wollen. Das Ziel war gegeben: der integrative Kindergarten. Die Strategie war, die nötigen Voraussetzungen dafür zu schaffen. Ein Trägerverein musste gegründet, die Rahmenbedingungen geschaffen, Finanzquellen gefunden werden. Gestartet wurde das Projekt nach einjähriger Vorbereitung im September 1986 als erster integrativer Kindergarten auf der Basis der Montessori-Pädagogik in Österreich.

Das biblische Menschenbild als Auftrag. Die »ideologische« Fundierung war der Gedanke der Diakonie. In Österreich war die Diakonie bereits seit über 100 Jahren in der Sozial- und Behindertenarbeit aktiv. Traditionell war und ist es Anstaltsdiakonie, die aber für ein offenes Modell wie das der Integration nicht gefragt war. Diakonie als Dienst am Menschen im Namen und Auftrag Jesu, Diakonie als konkretisierte Nächstenliebe, als Ausdruck des persönlichen Glaubens war der gemeinsame Nenner, auf den sich die Mitglieder des neugegründeten Vereins verständigen konnten. Diakonie als Ort, wo sozial-emanzipatorische Prozesse Wirklichkeit werden, war der gesellschaftspolitische Anspruch. Freilich hätten auch andere Begründungsmodelle für das eigene Handeln herangezogen werden können, das biblische Men-

schenbild hatte für mich die umfassendsten Implikationen: Jeder Mensch ist gottgewollt, auch der mit einer Behinderung; jeder Mensch hat von Gott Würde bekommen; wir sind von Gott in eine ungeteilte Gemeinschaft gestellt worden, in der jeder die gleichen Rechte hat; wir sind durch Jesus dazu aufgerufen, äußere Unterschiede durch unser Handeln und durch gesellschaftliche und wirtschaftliche Strukturen auszugleichen.

Die *Montessori-Pädagogik*. Das gemeinsame Leben und Lernen von Kindern mit und ohne Behinderung kann sich nur dann sinnvoll ereignen, wenn es auch entsprechend konzipiert worden ist. Gleiche Zeit, gleicher Raum, gleiches Thema sind die Vorgaben, aber noch keine Garantie für ein Gelingen. Am Kinderzentrum in München wurde ein altes pädagogisches Modell neu entdeckt und angewendet: die Montessori-Pädagogik. Durch die therapeutische Betreuung unseres Sohnes in diesem Zentrum wurden wir mit diesen Möglichkeiten bekannt und waren fasziniert. Die bildungspolitische Situation war offen für ein neues Modell auch in Salzburg. Unsere intensive Auseinandersetzung zeigte bald die pädagogischen Vorzüge dieses Ansatzes, der konsequent von der Situation und den Bedürfnissen des Kindes, aber auch seiner besonderen Würde und dem Respekt vor seiner Person ausgeht. Nicht die vordergründig christliche Dimension der Überlegungen von Maria Montessori waren entscheidend. Vielmehr zeigte das Studium ihrer Bücher deutlich, wie diese Frau bereits am Beginn des 20. Jahrhunderts lerntheoretische Notwendigkeiten erkannte und daraus innovative methodisch-didaktische Prinzipien definierte und ein neues Lern- und Arbeitsmaterial kreierte, das alles mit dem Anspruch, durch diese kindgemäße Form des Lernens in Gemeinschaft die gottgegebene Würde individuell zur optimalen Entfaltung zu bringen und kollektiv am Schöpfungsauftrag mitzuarbeiten. Somit stand für uns Maria Montessori in der Tradition einer protestantischen Pädagogik, wie sie seit der Reformation von Melanchthon über Comenius zu Pestalozzi und Fröbel entwickelt wurde (vgl. dazu Schreiner 1997).

Integration macht Schule. Die Erfahrungen des Integrativen Montessori-Kindergartens der Diakonie Salzburg waren positiv, ermutigend und verlangten nach einer Fortsetzung. In anderen Bundesländern war der Schulversuch Integration bereits angelaufen. In Salzburg zeigte sich keine öffentliche Schule für einen entsprechenden Schulversuch verantwortlich. Was sich bereits einmal als Instrumentarium bewährte, sollte sich auch jetzt als erfolgreich herausstellen. Der Vorstand des Evangelischen Diakonievereins Salzburg hat die Herausforderung angenommen und gleichzeitig das Risiko auf sich genommen und eine neue eigenständige evangelisch-kirchliche Privatschule gegründet. Nach elfmonatiger Vorbereitung konnte im September 1989 die Evangelische Volksschule mit Öffentlichkeitsrecht mit einer 1. Integrationsklasse den Betrieb aufnehmen. Bei der Konzeption dieser Schule waren als Grundsätze die Fortführung der Erfahrungen aus dem eigenen Integrativen Montessori-Kindergarten und die allgemeine bildungspolitische Relevanz wichtig. Die Praxis dieser Schule sollte in den Rahmenbedingungen mit einer öffentlichen Schule vergleichbar sein, im Unterricht die pädagogischen Notwendigkeiten wie kindzentrierter Unterricht im Team-Teaching deutlich machen. Die Räumlichkeiten dieser Schule befinden sich

bis heute in einer öffentlichen Schule der Stadt Salzburg, die dadurch den Schulversuch ermöglicht hat.

Schulversuch und kein Ende. Ein einmal begonnener Weg kann nicht mehr verlassen werden. Fast schicksalhaft klingt dieser Befund, doch er beschreibt die Wirklichkeit der Integration in Salzburg. Zunächst argwöhnisch betrachtet und manchmal als Sozialromantiker abgestempelt, hat sich die Evangelische Volksschule entwickelt. Die Kinder zeigten durch ihre Leistungen die Vorzüge dieses Modells. Doch bald wurde deutlich, dass diese Form des Lernens und der Sozialisation auf die nächste schulische Ebene gehoben werden musste. Wiederum die Verweigerung des öffentlichen Schulwesens und das bewährte Muster der Fortführung durch eine neue Einrichtung, die Evangelische Hauptschule mit Öffentlichkeitsrecht. Warum »nur« eine Hauptschule für Sekundarstufe I? Integration arbeitet nach dem Prinzip der ungeteilten Einheit. Daher war für uns klar, dass eine Fortführung dieses Prinzip widerspiegeln sollte: eine Schule für alle Kinder. In Österreich ist die Sekundarstufe I in zwei Formen organisiert: die Hauptschule (Pflichtschule) bzw. die Allgemeinbildende Höhere Schule, das alte Gymnasium. Für uns war das Ziel, eine gemeinsame Mittelstufe für den Bereich der Sekundarstufe I zu entwickeln. Damit aber weckten wir den Widerstand der regionalen Schulbehörde, die in unserem Unternehmen den Versuch der Einführung einer Gesamtschule sah, den es zu verhindern galt. In der Tat wurde dann auch die Gründung der Evangelischen Hauptschule zunächst untersagt, was sich in der Folge als rechtswidrig herausgestellt hat. Erst in der Form der Hauptschule konnte die Fortführung der Integration auf der Sekundarstufe I im Jahr 1993 nach viermonatiger Vorbereitung starten. In all den Jahren haben sich die integrativen Einrichtungen der Diakonie Salzburg, das »Salzburger Modell Integration mit Montessori« in der Praxis bewährt, sind von Eltern geschätzt und der Schulaufsicht anerkannt. Mit seinen Schulversuchen hat die Diakonie Salzburg ein Stück österreichischer Schulgeschichte geschrieben und mit seinen Erfahrungen dazu beigetragen, dass Integration heute für den Bereich der Pflichtschule gesetzlich verankert und geregelt ist.

Integration geht weiter. Die Schule bestimmt einen großen Teil des Lebens, ist aber nicht Selbstzweck, sondern soll zum Leben befähigen. Was aber geschieht nach der Schule bzw. auf der Sekundarstufe II? Diese Frage wurde unter Eltern, PädagogInnen und Verantwortlichen in den integrativen Einrichtungen der Diakonie Salzburg intensiv diskutiert. Wer braucht welche Befähigungen zum Leben? Diese Frage sollte für ein Fortsetzungsmodell letztlich entscheidend sein. Die Sekundarstufe II bietet eine Vielzahl von schulischen Möglichkeiten, die zum Teil schon berufliche Implikationen enthalten. Was aber brauchen die Jugendlichen mit Behinderung, um in der Folge in einem Beruf integriert werden zu können, um möglichst selbstständig und selbstbestimmt das Leben führen zu können? Diese Überlegungen führten zur Gründung der 4. pädagogischen Einrichtung im Jahr 1997: der »Orientierungsstufe«. In der Organisationsform als mehrstufige polytechnische Sonderschule werden den Jugendlichen mit Behinderung individuelle Programme zur Festigung der erlernten Kulturtechniken, zu lebenspraktischen Übungen und zur Berufsorientierung angeboten. Dieses Modell berücksichtigt durch die

Situierung in einer städtischen Schule die additive Form der Integration, also das projekthafte Zusammenarbeiten neben den alltäglichen Begegnungen. Aber auch diese Schulzeit geht einmal zu Ende. Und zu diesem Zeitpunkt stellt sich die entscheidende Frage der weiteren Verantwortlichkeit. Wie weit soll und muss die Diakonie Eltern, Jugendliche und junge Erwachsene mit Behinderung begleiten und für sie Verantwortung übernehmen?

| Kirchliche Rezeption und Schlussfolgerungen

Das Modell der Diakonie Salzburg ist aus einem konkreten Anlass heraus entstanden und hat sich im Laufe der Jahre entwickelt. Obwohl angesiedelt in der Diakonie Österreich, war diese Arbeit lange für sich allein gestanden. Die Überstruktur Diakonie Österreich hat zwar dafür gesorgt, dass laufend Spendenmittel der Aktion »Licht ins Dunkel« zur Verfügung gestellt wurden. Die Rezeption der Integration in den anderen Mitgliedsorganisationen hat Jahre gedauert. Noch schwieriger gestaltete sich die Anerkennung in der Kirche selbst. Die Erfolge und die öffentliche Reputation waren angenehme Nebenerscheinungen, mit den strukturellen Bedingungen wollte sich aber niemand wirklich auseinander setzen. So war es sehr schwer zu vermitteln, dass diakonische Einrichtungen in diesem Umfang bereits das Ausmaß eines mittelständischen Dienstleistungsunternehmens erreicht haben. Die Leitung (Geschäftsführung) eines solchen »Betriebes« war nur unter großem Einsatz ehrenamtlich und neben den hauptberuflichen Verpflichtungen als Pfarrer zu bewerkstelligen. Eine entsprechende »Sonderpfarrstelle« wurde in verringerem Ausmaß und befristet eingerichtet, dann aber nicht verlängert. Die Rezeption des Salzburger Modells durch die anderen evangelischen Privatschulen (fast ausschließlich alle in Wien) war während des Schulversuchsstadiums gar nicht gegeben. Erst die allgemeine Einführung der Integration durch entsprechende Schulgesetze hat zu Integrationsklassen in diesen Schulen geführt. In den einzelnen Werken der Diakonie, die eine jahrzehntelange Tradition in der in sich geschlossenen Anstaltdiakonie aufweisen können (die Gründe dafür werden nicht in Frage gestellt), kam es langsam zu Aufbrüchen und Öffnungen in Richtung Integration, was gleichzeitig eine nicht unerhebliche Änderung des Selbstverständnisses und der gewachsenen Strukturen bedeutete.

| Drei Folgerungen

1. Der *Befund* nach dieser Analyse ist uneinheitlich. Betrachtet man die lokal operierende Diakonie als Kirche kam es vom Beginn der Integrationsbewegung in Österreich an zur Wahrnehmung und Übernahme von öffentlicher Verantwortung, zumal sich das öffentliche Schulwesen in dieser Region

eher ignorant verhielt. Man kann sogar sagen, dass die Diakonie Salzburg eine wesentliche Komponente in dieser Bewegung war und den bildungspolitischen Erfolg der Integration durch ihr innovatives Engagement wesentlich mitbestimmte und mitgestaltete.

Betrachtet man Kirche als Summe ihrer Einzelteile, als übergreifende Organisationsform, fällt das Urteil nicht mehr so positiv aus. Die Evangelische Kirche in Österreich hat die Integration von Menschen mit Behinderung weder thematisiert noch vollzogen – strukturell ebenso wenig wie ideell. Menschen mit Behinderungen und deren Angehörige fühlen sich von »ihrer« Kirche nicht wirklich verstanden oder gar in ihren Anliegen oder Notwendigkeiten unterstützt. In den einzelnen Gemeinden und kirchlichen Gremien wird gerne auf die Arbeit und das Beispiel der Diakonischen Werke als die zuständigen »Spezialisten« verwiesen, die ja stellvertretend und doch »so gut« diese Aufgaben erfüllen. Dieses Verständnis ist allerdings eine recht eigenwillige Interpretation des Gedankens der Stellvertretung.

2. Dieser Praxis stehen die Forderungen der *Solidarität und Subsidiarität* gegenüber, wie sie aus den biblischen Botschaften abzuleiten sind. Solidarität und Subsidiarität richtig verstanden sind aber keine Verbalakte allein, sondern müssen sich in konkreten Aktivitäten und Projekten manifestieren. Die Aussagen der Generalsynode der Evangelischen Kirche A.u.H.B. in Österreich zu den Themen Bildung (1996) und Diakonie (1997) sind ermutigende Signale in die richtige Richtung.

Die Bildungssynode 1996 formulierte: »Für evangelische Schulen ist u. a. wesentlich:

- Wert und Würde des Kindes und Jugendlichen sind unantastbar, weil von Gott gegeben.
- Integration von Kindern und Jugendlichen mit Behinderung, ausländischen Kindern, sozial benachteiligten Schülern und Schülerinnen u. a.
- Menschsein bildet sich nicht in individualisierender Vereinzelung, sondern in Gemeinschaft und ökumenischer Offenheit.
- Ausbildung eines am Evangelium ausgerichteten Gewissens als Kennzeichen des Personwerdens in Mündigkeit und Selbstständigkeit.
- Aus der Freiheit solchen Gewissens erwächst die Verantwortlichkeit der einzelnen Person« (zit. n. Schulfach Religion 1997, 32).

Die Diakoniesynode verlautbarte 1997:

- »1. Kirche ist wesentlich diakonisch. Sie hilft, Leben zu bewältigen. Diakonische Aktivitäten sind somit nicht zusätzliche Aufgaben der Kirche, sondern Bestandteil des Lebens und Wirkens der Gemeinde Christi.
- 2. Diakonie ist eine Form kirchlicher Gemeinschaft. Christen teilen Freude und Leid, Hoffnung und Angst und erfahren Zuspruch und Vergebung, sie nehmen Anteil an Armut und Unterdrückung, an Krankheit und Not und kümmern sich umeinander in allen Lebensbezügen« (zit. n. Diakonische Information 1998, 3).

Für die Praxis der Evangelischen Kirche in Österreich bedeutet dies eine grundsätzliche Entscheidung: Begnügt man sich mit dem Selbstverständnis der Privatheit der Religionsausübung oder will man auch in der Gegenwart und in der Zukunft aus der Kraft und aus dem Auftrag des Evangeliums un-

ser Zusammenleben gesellschaftspolitisch und in diesem Falle bildungspolitisch mitgestalten, dabei auch ein nicht unerhebliches Risiko eingehen und einen finanziellen Beitrag leisten? Von dieser Entscheidung hängen auch die Qualität und die Verbindlichkeit des evangelischen Schulwesens ab. Evangelische Bildungseinrichtungen sind keine Orte des Rückzuges, der »Kuschelpädagogik« zur Befriedigung persönlicher Bedürfnisse, sondern Orte der Auseinandersetzung unter den (heranreifenden) Menschen mit dieser Welt und ihren Bedingungen zur aktiven Mitarbeit am Reich Gottes.

3. Schließlich ist auch Dank dafür zu sagen, dass ich aus meiner Betroffenheit und Lähmung heraus ein Modell entwickeln konnte, das nicht nur mir und meiner Familie Hoffnung gab und gibt. Die Begleitenden in Vorstand und Kuratorium sowie die Mitarbeitenden in der Diakonie Salzburg haben durch ihr Beispiel gezeigt, dass der Glaube die Welt verändern kann, und die Welt beginnt immer vor der eigenen Haustür. Dies zu erleben hat mir Mut gemacht und gezeigt, dass die Kirche Zukunft hat: dort, wo sie Verantwortung für die Gesellschaft erkennt und diese entschlossen wahrnimmt.

Literatur

- ANLANGER, OTTO, Behinderten-Integration. Geschichte eines Erfolges, Wien 1993.
- BERG, HORST-KLAUS, Montessori für Religionspädagogen, Stuttgart 1994.
- BILDUNGSSYNODE 1996 DER EVANGELISCHEN KIRCHE IN ÖSTERREICH, in: Schulfach Religion o. Jg. (1997), Sondernr., 5–35.
- DIAKONISCHE INFORMATION, Sondernummer 25, 1998.
- EBERWEIN, HANS (Hg.), Behinderte und Nichtbehinderte lernen gemeinsam. Handbuch der Integrationspädagogik, Basel ³1994.
- HOLSTIEGE, HILDEGARD, Das Menschenbild bei Montessori – Grundzüge ihrer Anthropologie, Freiburg i. Br. 1999.
- MONTESORI, MARIA, Die Entdeckung des Kindes, Freiburg i. Br. 1994.
- MONTESORI, MARIA, Gott und das Kind, Freiburg i. Br. 1995.
- SCHEILKE, CHRISTOPH TH./SCHREINER, MARTIN (Hg.), Handbuch Evangelische Schulen, Gütersloh 1999.
- SCHMUTZLER, HANS-JOACHIM, Montessori-Pädagogik und die Integration behinderter Kinder, in: Haberl, Herbert (Hg.), Montessori und die Defizite der Regelschule, Wien 1993.
- SCHREINER, MARTIN, Evangelische Schule im Spannungsfeld zwischen Tradition und Innovation, zwischen den Bedürfnissen des Kindes und der gesellschaftlichen Herausforderung, Salzburg 1997. (unveröffentlichtes Manuskript)
- TOTH, LUDWIG VOLKER, Integration – Eine Aufforderung an die Pädagogik, eine Chance für die Gesellschaft; und: Wie steht es um die Integration?, in: Das Wort – Zeitschrift für den evangelischen Religionsunterricht an Pflichtschulen o. Jg. (1995), 4–7.
- TOTH, LUDWIG VOLKER, Integration – Eine Herausforderung und eine Chance, in: Österreichisches Religionspädagogisches Forum 5 (1995), 37–44.
- TOTH, LUDWIG VOLKER, Integration in Österreich, in: Adam, Gottfried/Kollmann, Roland/Pithan, Annebelle (Hg.), »Normal ist, verschieden zu sein«. Das Menschenbild in seiner Bedeutung für Religionspädagogisches und Sonderpädagogisches Handeln. Dokumentationsband des Vierten Würzburger Religionspädagogischen Symposiums, Münster 1994, 261–271.

TOTH, LUDWIG VOLKER, Integrative Pädagogische Einrichtungen. Ein Beitrag zur Normalisierung, in: 21. Martinstift-Symposium, Gallneukirchen 1993, 32-39.

TOTH, LUDWIG VOLKER, Wie steht es um die Integration?, in: Betrifft: Integration o. Jg. (1995), H. 3, 10-12.

TOTH-BELL, MARGARET (Hg.), Gemeinsam leben und lernen in der Schule. Zur Konzeption der Integrativen Klassen der Evangelischen Volksschule Salzburg, Salzburg 1989.

TOTH-BELL, MARGARET (Hg.), Integration auf der Mittelstufe, Salzburg o.J.

Miteinander leben

Wir könnten al - le mit-ein - an - der le - ben, und je - der Mensch hat was
Beson-de-res zu ge-ben, die Starken und die Schwachen, die großen und die Kleinen,
die Fröh-li-chen und je-ne auch, die wei-nen. Wir könn-ten al - le ler-nen von - ein-an-der,
die an-de - ren von dir und du von all den an-dern. Und nennt man dich be-hindert, und
nennt man mich gesund: wenn wir die Far-ben mi-schen wird die Welt erst rich-tig bunt.

1. Die Schu-le ist ein Ort wo man fürs Le-ben lernt, so trich-ter - te man es uns
2. Die Schu-le ist ein Ort wo man fürs Le-ben lernt, man lernt dort, dass vor al - lem
3. Die Schu-le ist ein Ort wo man fürs Le-ben lernt, man lernt dort Wettbe-werb und

1. lan - ge ein, und rechnen, Schreiben le-sen, ja das braucht man schon,
2. Leistung zählt, und dass der Schwache lei - der auf der Stre-cke bleibt,
3. Kon-kur - renz, doch füh-len, lie-ben und mit an-dern glücklich sein

1. doch darf das sich-er-lich nicht al - les sein!
2. und sich der Star-ke im-mer o-ben hält.
3. ist kei-ne Fra-ge der In - te - li - genz.

Text und Musik: Claudia Mitscha-Eibl

<http://www.beginn.at/claudia>